



Zweihunddreißigster Jahrgang.

40.

Donnerstag, am 5. October 1848.

Kistamare.

Lebensbild aus Escherkessien

von

Hugo vom Meer.

(Fortsetzung.)

Horch und horch! der Hoffnung wird Gewährung,
Denn die Erde giebt dem Zeichen Antwort,
Und die Erde tönt von nahen Tritten.
Näher dringt der Schall vom Stromesufer
Und die Luft mit treuem Botenmunde
Trägt an's Ohr den Ruf nach ihr, der Holden.
Lauter tönt der Ruf und Herzens Ahnung
Sagt der Liebe, daß es der Geliebte.
Horch, und kräftig bricht es durch die Waldung
Daß die Aeste auseinander bersten,
Wie vor'm Löwentritt des Urwalds Dickicht.
Sieh und klar jetzt wirft der Zinne Leuchte
Auf ein Anklitz Flammen der Verklärung,
Auf das Anklitz thatbewährter Treue.

„Ja er ist's!“ tönt's himmelfreudig nieder;
Rasch hinab auf treuer Liebe Schwingen
Fliegt die frohe Maid des Thurmes Stufen,
Und noch vor der Schwelle ruht die Holde
An der Brust des ritterlichen Freundes.

Fest wie Cyheu sich um Säulen windet,
Ranken sich um ihn die weichen Arme,

Und die Wogen süßer Wollust branden
Leise bebend an der Brust von Eisen.

Lautlos ruhen Beid' in der Umarmung,
Denn der Lippen Rosenketten schlürfen
Jeden Wortlaut in sich, kaum geboren,
Aber ernst und düster steht der Jüngling
Bei des Mädchens liebevollem Rosen,
Gleich der Lanne nächtllichem Gezweige
Das durchirrt der Taube Liebesgirren,
Aber regungslös im Schatten weilet.
Finstre Ahnung wölkt sich um die Brauen,
Und der Augen feuerdürstres Leuchten
Kündet Stunden unglückschwangerer Wetter.
Einen Kuß noch drückt die Lippe krampfhaft
Auf der Minne junge Rosenfelche
Und beginnt dann deutungsvolle Kunde.

„Alles ist verloren, Kistamare!
Meinen Spuren folgt der Tritt des Feindes,
Folgt die Schaar der Rache und Vergeltung,
Folgt die Meute seiner wilden Spürer.
Denn die Leuchte Deiner edlen Treue,
Die den Pfad im Dunkel mir gelichtet,
Drang' auch hin zur Höhle des Verrathes.
Leuchten wird sie uns als Todtenfackel,
Leuchten bis zum Grabe der Vernichtung.“

Stundenlang irrt' ich in öder Waldung,
Sichrer Fährte edlen Wildes folgend,
Als — schon lag der Abend im Verbluten
Mein Geschloß den edlen Preis erteilte
Und den Eber mir zu Füßen legte.

Wohlgemuth ob der gekrönten Mühsal
 Schritt ich heimwärts, liebend Dein gedenkend,
 Als von fern die Waldung plötzlich tönte
 Vom Geheul der weitumspürnden Meute.
 Näher drang es und die Ahnung mahnte
 Daß der Blutsfeind durch die Waldung zöge,
 Meiner Ferse mit den Hunden folgend,
 Deren Bahn kein Menschenfuß entflüchtet.
 Zwar des Köchers Ladung war versendet,
 Doch das Herz, der treue Eisenköcher,
 Barg der tapfren Pfeile wohl noch manche,
 Auch zur Seite hing mir noch die Tschaschka*
 Meines Muthes treue Eisenschwester.
 So, geschirmt vom Stamme der Platanen,
 Harrt' ich knieend auf der Meute Nahen.
 Sieh — und bald auch krachte das Geäste
 Und hervor im Sage, gleich dem Panther,
 Der zum Kampfe mit dem Ur sich rüstet,
 Sprang aufheulend laut der Hunde Vordrer.
 Roth im Haupte funkelte sein Auge,
 Und hervor aus langgeschliffnen Keulen
 Schimmerten die blanken, scharfen Zähne.
 Laut aufheulend sprang er mir entgegen,
 Um die Hüfte mir die Pranken schlagend,
 Und zum Biß die blanken Zähne fleischend;
 Doch der langgeführte Zug des Stabes
 Trennte rasch das Zottenhaupt vom Kumpfe
 Und sein Geifer neigte mir die Ferse. —
 Doch Geheul der brüderlichen Meute
 Mahnte mich an die Gefahr des Weilens;
 Und die müde Sohle rasch besflügelnd
 Gilt' ich rückwärts — meiner Jagd Erbeutung
 Ihrer Wuth und Blutgier überlassend. —
 Hoch aufathmend und in Schweiß gebadet
 Stand ich endlich hoch am Kamm des Felsens
 Der hinunter in den Bergstrom starrete,
 Mir die Bahn zur Rettung trotzig wehrend —
 Als Geheule wie von tausend Teufeln
 Durch die Nacht von allen Seiten gellte;
 An der Ferse wähnt' ich schon die Zähne —
 Da — mich Allahs höchstem Schutz vertrauend —
 Trug ein Sprung mich nieder in die Tiefe,
 Und des Bergstroms grüner Wogenmantel
 Schlug sich treulich über mir zusammen.

Löwenkräftig durch des Stromes Tiefen,
 Rastlos durch der Thäler Irrgewinde,
 Gilt' ich weiter, weiter vor der Horde.
 Sieh, da plötzlich schloß sich meinem Laufe,
 Jener Pfad, der mich bisher geleitet,
 Und es schloß die Nacht mit dunklen Pforten
 Dicht vor mir des Tages Sonnenhallen.
 Unentschlossen starrete Aug' und Sohle:
 Da, so mild und hold wie Kindeslächeln,

* Tschaschka — krummes Schwert.

Grüßte mich die Woge Deines Lichtes,
 Durch die Laubung, und in ihrem Strome
 Langt' ich freudig an das Rettungsufer,
 An das Ufer Deiner holden Liebe."

Also sprach gerührt der treue Buhle
 Und die Holde wärmer jetzt umschlingend,
 Tief den Blick in ihren Blick versenkend
 Sprach er dumpfer, aber festen Tones:

„Ristamare, Du mein zweites Leben,
 Sterben ist die Losung dieser Stunde,
 Und das Lächeln dieses Wiedersehens
 Grüßt uns nur wie schmerzsfrohes Lächeln
 Das die Lippe Sterbender verkläret.
 Aber bist Du meines Herzens Holde,
 Lebt Dein Leben von dem Born des meinen,
 Wirst Du, wie Du treu mir warst im Leben,
 Treu auch sein in letzter Todesstunde.

Sieh, der Feind folgt Deiner Leuchte Winken,
 Folgt mit den Erwählten seines Stammes,
 Seine Stärke siegt ob unsrer Schwäche,
 Drum ist Sterben, Losung dieser Stunde."

Bebend neigte sich die Maid erbleichend
 Mit dem Haupte an des Treuen Schulter,
 Wie die Taube fröstelnd im Gewitter
 Schutz sucht unter warmen Mutterflügeln.
 Ihre Thränen tropften auf den Panzer,
 Und in Seufzern tönte ihre Wehmuth.
 Aber bald erwachte jene Stärke
 Die der Maid Adeghis angeboren,
 Und dem Treuen treu in's Auge blickend
 Hauchte sie der Worte Blütenklänge:

„Sterben, Dschemschid, Stolz vom Land Tschers-
 kefften,

Sterben, ach, so früh ist traurig, traurig,
 Wie der Tod des jungen Maies traurig;
 Aber nie, ach nie von Deiner Seite
 Soll mich Eblis* dunkler Wille reißen!
 Wie die Plume innig liebt das Erdreich,
 Das sie nährt in schroffer Felsenspalte,
 Wie die Wasserlilie liebt die Woge,
 Die sie hebt mit liebevollen Armen
 Auf die Spiegelsäume holden Daseins,
 Und mit ihr verfliegend untergehet;
 Also hat ein Gott mich Dir verkettet,
 Und ich sterbe, mußt Du untergehen."

Sprach es leise und den letzten Seufzer
 Schlürfte heiß die Lippe des Getreuen.

D'rauf gefaßt die letzte Wehmuth scheuchend
 Aus dem Aug' die letzten Schatten bliegend,
 Rief er hastig noch der Mahnung Worte:

* Eblis — der Herr der Finsterniß.

„Hörst Du Lieb den Tritt der Feindesrosse,
Das Gebell und Heulen seiner Meute?
Auf, empor, Du Mondlicht meiner Nächte,
Leuchte mir zum letzten Todeskampfe!“

Und nachdem verwahrt des Thurmes Pforte,
Flogen Beide auf zur hohen Warte,
Ihr Geschick festmuthig zu erwarten.

Wie der Adler mit dem starken Weibe
Kühnen Auges lauert, um dem Jäger
Der den Horst in Raubgier wagt zu stürmen
Seine Fänge in's Gehirn zu schlagen:
Also kampfbereit, gespannt den Bogen,
Hoch den Wurffpieß harret das Paar des Muthes.

(Fortsetzung folgt.)

A p o k a l y p s e.

Schon das dichterische Alterthum hat die Geschichte nach den Hauptmetallen in vier Zeitalter absteigend eingetheilt, sie muß auch, wieder aufsteigend, in gleiche vier Zeitalter eingetheilt werden; und werden diese vollendet sein, ist das Leben des Planeten nicht etwa schon damit beendet, nein, sondern erst seine Jugendzeit, seine Erziehung, seine Lehrjahre, in denen wir uns jetzt noch befinden. Es geht alsdann erst seine Zeit der Harmonie an, er ist alsdann mündig geworden, er hat den Culminationspunkt seiner Entwicklung erreicht, und wird, nach menschlicher Lebenszeit gemessen, sehr lange auf demselben verharren. Denkbarerweise kann das der Zeitpunkt sein, wo er Sonnennatur annimmt. Seine Laufbahn, als Planetensonne, kann mit den Jünglingsjahren verglichen werden, in welchen seine Lehrzeit noch nicht gänzlich beendet ist. Seine völlige Emancipation erlangt er wahrscheinlich erst als Hauptsonne. Dann ist er erst in die männlichen Jahre getreten.

Die frühesten Zeit verbrachte das Menschengeschlecht im Stande der Unschuld, im Paradiese, im goldenen Zeitalter (diese Benennung könnte man, so gut wie *Jucus a non Jucendo*, vom Gegentheile, von dem Mangel, oder dem noch nicht Gefundensein des Goldes herleiten. Das

künftige goldene Zeitalter könnte seine Benennung von der einstigen Werthlosigkeit des Goldes erhalten. Werthlos aber würde es werden, sobald die so lange vergeblich gesuchte Kunst Gold zu machen, erfunden und allgemein bekannt wäre. Keine Erfindung wäre mehr geeignet, die Gleichheit herbeiführen zu helfen, als diese) — d. h. profaisch gesprochen, im Stande des Hirten- und Jägerlebens, im Stande vollkommener Gleichheit. Da begann endlich das *primus agens* seine Wirkungen. Mit der Erfindung des Ackerbaues, zu der die Menschen durch stärkere Vermehrung getrieben wurden, entstand das Eigenthum; und mit ihm trat der Stand der Ungleichheit ein, welchem die Menschen mehr als $\frac{2}{10}$ ihrer Uebel wohl zuzuschreiben haben. Der Entwicklungs- und Erziehungsprozeß des planetaren Denkens, des Menschengeschlechts, begann, dabei hatten die Menschen die erste große, wichtige Entdeckung gemacht, daß schon von Natur eine Ungleichheit in ihnen vorhanden sei, nemlich die Ungleichheit der Körper- und Denkkräfte. Die Stärkeren fingen an, sich ihrer zu ihrem eigenen Vortheile zu bedienen; die an Körper stärkeren unterjochten die Schwächeren, die an Denkkraften stärkeren beherrschten beide, als Priester Wahrsager, Propheten und Zeichendeuter; es entstand die Theokratie, das silberne Zeitalter. Endlich aber wurden die Körperstarken sich erst recht ihrer Stärke bewußt, es entstanden die Despotieen, die großen asiatischen Reiche, das eiserne Zeitalter und die Sklaverei. Damit hatte aber die Ungleichheit noch nicht den höchsten Grad erreicht. Die Häupter und ihre Werkzeuge waren zwar ungeheuer bevorzugt, allein in der Masse der Unterjochten blieb noch immer ein großer Grad der Gleichheit. Da erhob sich das römische Reich und trieb die Ungleichheit auf einen noch höheren Grad; es kannte nicht allein Herren und Sklaven, und unter ersteren Bevorzugte, es machte auch die Bevorzugung, wie schon längst mit dem Eigenthum geschehen war, erblich. Es bildete Patrizier und Plebejer. Letztere waren fast schlimmer daran als die Sklaven; auf ihnen lastete fast ausschließlich der harte, gemeine Kriegsdienst, und außer diesem waren sie in ihrer Existenz gänzlich von den Patriziern abhängig. Mit Ausbreitung der rö-

mischen Herrschaft begann das eiserne Zeitalter dieses Planeten, welches noch jetzt den größten Theil der Planetengedanken gefesselt hält. Jedoch entstand gegen dieses eiserne Zeitalter, zur Zeit des Endes der römischen Republik, eine doppelte Reaktion. Die eine war der Sturz der römischen Republik, der ein Schritt zur größeren Gleichheit war, der endliche Sieg der Plebejer. Die andere die Entstehung und Verbreitung des Christenthums. Aber beide Reaktionen hatten damals, und auch bis jetzt, noch nicht die Kraft, die Ungleichheit aufzuheben. Der Sturz der Republik führte nur Alleinherrschaft und Despotie, zuletzt unter ihrer Form, Soldatenherrschaft und das Ende des Reiches herbei. Das Christenthum entwickelte schon in der Wiege eine doppelte Richtung: eine theoretische und eine praktische. Erstere, der Glaube hat vollständig gesiegt. Letztere, die Gleichheit, der Communismus ist schon im Keime untergegangen. Seine Lehre hat sich entwickelt und ist zu einem gewaltig großen Baume emporgewachsen. Seine radikalste und absolute Gleichheitsverfassung konnte gegen die festgewurzelten, und im großartigen Maaße entwickelten Institutionen des römischen Reichs nichts ausrichten; sie haben sich in ihren wesentlichen Grundzügen bis auf den heutigen Tag erhalten. Das Christenthum konnte die Wunden der menschlichen Gesellschaft nicht schließen, nicht heilen, nur lindern. Nur einige schmerzstillende Pflaster hat es zurückgelassen, die bei seinem jetzigen großen Verfall schon ihre Wirkungen zu versagen drohen. Es hat der Sklaverei ein Ende gemacht (die, gegen sein Prinzip, bei ihm selbst in der neuen Welt, bald nach ihrer Entdeckung, wieder aufgetaucht ist, und trotz aller Bestrebungen der mächtigsten englischen Nation, bis jetzt noch nicht hat unterdrückt werden können), dieselbe in eine Hörigkeit verwandelt; es hat den Zustand des weiblichen Geschlechts verbessert. An die Stelle der anfänglichen absolut radikalen Gleichheit ist die *ἐλεημοσύνη* getreten. Das Almosenwesen ist das Residuum der christlichen Gleichheit geworden. Statt daß die alten Römer einen Theil ihres Vermögens großen, um das Vaterland verdienten Männern zu vermachen pflegten, pflegen noch jetzt viele Christen wohl-

thätigen Anstalten für Arme und Kranke, Kirchen und Schulen, einen Theil ihrer Güter zu vermachen. Diese Foundationen bilden noch jetzt den Ueberrest der untergegangenen praktischen Seite des Christenthums; während in ihm selbst die Ungleichheit jetzt den höchsten Gipfel bald erreicht zu haben scheint, der jetzt sogar schon die physische Existenz eines großen Theils der Menschheit zu bedrohen anfängt. Doch die Noth, von jeher in der Regel durch die Ungleichheit hervorgerufen, ist auch von jeher das Hauptagens des Fortschritts gewesen. Sie ist immer die Erfinderin der Künste, die Lehrerin der Menschheit. Auch der gegenwärtigen Noth verdankt das gegenwärtige Zeitalter seine großen materiellen Fortschritte.

Das eiserne Zeitalter zerfällt also ab- und aufsteigend in zwei Hälften. Die absteigende vom Beginn der römischen Welt Herrschaft bis zum Ende der römischen Republik und zur Entstehung des Christenthums. Die aufsteigende vom Beginn des römischen Kaiserthums und der Ausbreitung des Christenthums bis auf jetzige Zeiten, worin die Ungleichheit bald den höchsten Gipfel zu erreichen scheint, was nur eine Vorbedeutung seines sich nahenden Endes sein kann. — Die constitutionellen Monarchieen sind noch nicht der Eintritt in ein neues ehernes Zeitalter der aufsteigenden Linie, bilden vielleicht nur den Uebergang in ein solches. Sie scheinen vielmehr dazu bestimmt, die Ungleichheit auf den höchsten Gipfel zu treiben, um einst die Katastrophe dieses Uebergangs in die demokratische Republik, deren Vorläufer in den nordamerikanischen Freistaaten schon da ist, zu beschleunigen. Diese Verfassungs- und Regierungsform wird das eiserne Zeitalter in aufsteigender Linie sein. Sie bildet den Parallelismus der Despotie der absteigenden Linie, ist auch Despotie, aber nicht die eines Einzigen, sondern die der Menge, der überwiegenden Mehrheit gegen die Minderheit im Zustande der Civilisation. In ihr erscheint die Ungleichheit mit ihren Folgen gemildert, aber lange noch nicht aufgehoben. Das silberne Zeitalter in aufsteigender Linie, wird eine Verfassung auf dem Standpunkte des Socialismus sein, etwa der von den St. Simonisten projectirten ähnlich. Das Analoge der früheren Theokratie. Auch in ihr hat

die Ungleichheit noch lange nicht aufgehört; giebt es auch kein Eigenthum, keine Erbschaft mehr, bleibt doch das Geld als Symbol der Arbeit immer im Werth; es giebt eine Rente und diese ist verschieden nach den Leistungen. Die Ungleichheit, welche die Natur selbst, durch Verleihung größerer oder geringerer Körper- oder Denkräfte schon gesetzt hat, wird noch aufrecht erhalten. Das goldne Zeitalter endlich in aufsteigender Linie, wird das christlich-communistische sein; auch das Geld, die Rente u. A. haben aufgehört. Die Ungleichheit, die die Natur des Planeten selbst setzt, wird mit freiem moralischen Bewußtsein darin ausgeglichen. Der mehr als Andere Begabte ist es nicht mehr zu seinem persönlichen Vortheil, sondern zum Wohle Aller oder des Ganzen. Es gilt alsdann der christlich Paulinische Ausspruch: „es giebt der Gaben vielerlei, aber es ist ein Leib; es giebt der Geister vielerlei, aber es ist ein Geist.“ Es bleibt alsdann nur das Uebel und das Böse, welches der Planet fügt. Das Denken des Planeten ist in Harmonie; seine Lehr- und Prüfungszeit ist vorüber, er ist mündig und emancipirt. In allen diesen Zeitaltern und Verfassungen aber wird es nicht an Verschwörungen und Auflehnungen fehlen; zumal um die Zeiten des Uebergangs aus dem einen in das andere. Im eiserne und eisernen Zeitalter sind die gegen die Ungleichheit sich Auflehnenden die Gestraften; im silbernen und goldnen werden es meistens die gegen die Gleichheit sich Auflehnenden sein.

Bevor aber dieser Zustand der Harmonie des Planetendenkens erreicht wird; werden nicht bloß Jahrhunderte, Jahrtausende vergehen. Die ihn jetzt schon als erreichbar träumen, sind in einer gewaltigen optischen Täuschung befangen, die ihnen, wie ein *sata morgana*, das sehr Entfernte als ganz nahe erscheinen läßt. Das Planetendenken macht ebenso wenig Sprünge als die Planetennatur, ohne sich zu desorganisiren. Geht es zuweilen mehre Schritte auf einmal vorwärts, folgen sogleich ein oder ein paar Schritte rückwärts. So könnte es wohl geschehen, daß einmal bei einer gewaltigen durchgreifenden Revolution bei irgend einem Volke Europas, wenn dieselbe auf den Scheidepunkt gelangt ist, ein

Versuch mit dem Socialismus oder sogar Communismus gemacht würde; er würde aber empfindliche Folgen nach sich ziehen und sich nicht länger halten, als die demokratische Republik Frankreichs sich gehalten hat, oder der christliche Communismus in der ersten englischen Revolution nur irgend bleibend hat werden können.

Nicht ohne Interesse ist hier die Frage: in welchem Stadium seines Alters gegenwärtig der Planet wohl stehen könne, und wie alt derselbe nach menschlichen Jahren gerechnet und nach Analogie des menschlichen Alters wohl werden könne? Und ob wir dieses wohl mit irgend einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen können? Ob es irgend für uns einen Maßstab dafür gebe? Verfasser erlaubt sich hier nur eine Andeutung und Vermuthung.

Der Mensch, wenn er das natürliche Ziel seines Lebens erreicht, wird etwa 70 bis 80 Jahre alt. Nun halten Wagener und manche andere neuere Naturforscher die Ebbe und Fluth für eine Wirkung des Ein- und Ausathmens des Planeten. Wäre dieses erwiesen, so athmete der Planet ohngefähr in 24 Stunden zwei Mal ein und zwei Mal aus. Jedes Ein- und jedes Ausathmen dauerte ungefähr (auf einen kleinen Unterschied kommt es hierbei nicht an) 6 Stunden. Das menschliche Ein- und Ausathmen kann jedes ungefähr eine Secunde dauern. Demnach wäre eine Secunde des menschlichen Lebens 6 Stunden des Planetenlebens gleich. Eine Minute 15 Tagen. Eine Stunde 900 Tagen oder 2 Jahren 5½ Monaten. Ein Tag ungefähr 60 Jahren, ein Jahr ungefähr 20,000 Jahren. Also ungefähr 1½ Million Jahre im Verhältniß zu einem menschlichen Lebensalter von 70 bis 80 Jahren. Doch mag auch dieses Verhältniß ein richtiges oder unrichtiges sein; so viel scheint wenigstens daraus hervorzugehen, daß der Planet noch in einem sehr geringen, noch im ersten Kindesalter steht. Die Beobachtungen an der Baumannshöhle sollen auf ein Alter von 23,000 Jahren schließen lassen; aber sie können noch nicht auf seine erste Bildung zurückgehen, höchstens nur auf die seiner Oberfläche. Das Licht der äußersten Sterne der Milchstraße soll ungefähr ebenso lange Zeit brauchen, um zu uns zu gelangen. Das menschliche

Bewußtsein in der Geschichte, welches, wie wir gezeigt haben, das Bewußtsein des Planeten ist, geht aber kaum 6000 Jahre zurück. Die frühere Zeit muß also der Planet in unbewußten Embryonen und Kindesalter zugebracht haben.

Ernst.

R ü c k b l i c k e.

Die alten Deutschen waren, wie Tacitus sagt, das freieste Volk ihrer Zeit; ihre Regierer hatten nicht mehr Gewalt über sie, als sie über ihn; die Landgemeinden, wie wir sie heute noch in den Cantonen der Schweiz sehen, waren allein souverain und die Könige selbst ihre Unterthanen. Die Führer im Kriege wurden aus den tapfersten Söhnen, die Richter im Frieden aus den angesehensten Männern gewählt. Im Rathe galt kein Unterschied des Standes und auch außer demselben war bei den Deutschen dieser Unterschied mehr eine Folge der bestehenden Ordnung, als die Ordnung eine Consequenz des Unterschiedes; die Sklaven selbst, welche nur im Kriege gemacht wurden, durften nie körperlich bestraft werden, und wann der Stamm neue Ländereien eroberte, erhielt auch er sein Allodium und wurde ein freier Mann. Da es nicht zu erwarten war, daß der Besiegte mit Liebe für die Sache des Siegers kämpfe, so wurde in der Regel die Ehre des Schwertes und seine Last ihm nicht zu Theil, und anstatt der Opfer des Kampfes unterstützte er den Stamm durch seine Abgaben. Was wir heute zu Tage Adelige nennen, hieß weiter nichts als Edelin, Dedelin von Do (Gut), Gutsbesitzer, oder die Erstgeborenen, welche bei den Deutschen das väterliche Gut erbten. Der Umgang mit andern Völkern, die Wirrsale ewigen Kampfes, gaben aber allmählich dem geistlichen und weltlichen Führer die Gelegenheit, die alten deutschen Sitten zu verdrängen und die Tyrannei gewann Zoll für Zoll festen Fuß in den deutschen Gauen. Bald stand Adel und Clerus der Freiheit des Volkes feindlich gegenüber; eine freie Bauerngemeinde nach der andern wurde durch List oder

Gewalt zu Leibeigenen gemacht, die sogenannte dingliche Hörigkeit, d. h. die Verbindlichkeit, Abgaben zu geben, wurde im Namen Gottes oder im Namen der Freiheit so lange gesteigert, bis die Dinge nicht mehr hinreichten, und der Ueberlastete seine Freiheit an den Schutzherrn verhandelte und leibeigen wurde. Im Jahre 992 kam es zur ersten Schlacht zwischen den unterdrückten Bauern und ihren Tyrannen, und kurz darauf nennt die Geschichte Madsot den Erbauer der Habsburg, als den gewaltigsten Feind der Freiheit, indem er die Bauern durch die Macht der Waffen bezwang. In diesen ersten Kämpfen geschlagen, forderten die deutschen Bauern ein Jahrhundert später abermals die Freiheit, von den Enkeln, deren Ahnen sie darum betrogen hatten; die Bauern in Ober-Wallis schlugen Berthold von Zähringen aus ihren Bergen heraus. Die friesischen Bauern hielten Stamm zu Stamm gegen die Uebergriffe der Grafen zusammen, und es wäre die Unfreiheit einer Volksklasse wahrscheinlich niemals heimisch geworden in Deutschland, hätten nicht die Eindringlinge und Anstiedler im Osten, die Slaven, mit ihrem damaligen Mangel an Ehrgefühl sich auf jede Weise knechteten und als die Werkzeuge der Unterdrückung mißbrauchen lassen. Von den Slaven rührt die deutsche Benennung: „Sklaven“ für alle Unfreie her, und während das edle Metall des deutschen Schlages Lied um Lied, Sage um Sage, von Generation zu Generation trug, und selbst durch jene stürmischen Zeiten in ihren Sitten und ihrer Poesie die Erinnerung an die Tage ihrer Freiheit bewahrten, vegetirten die Slaven in Deutschland, ein sittenloses, schmutziges Volk, ohne Cultur und ohne Literatur, der Herd der Tyrannei, dahin. Im Jahre 1493 traten die Bauern des Elbflusses zusammen. Gegenüber dem adeligen Stiefel, wurde der Bauernschuh als Feldzeichen auf eine Stange gesteckt, die Abschaffung der geistlichen Gerichte, der Zölle und übertriebenen Steuern verlangt. Die Verschwörung wurde entdeckt, die Führer geviertheilt; zehn Jahre später schon erhoben sie sich wieder, und nach einem zweiten Decennium, im Jahre 1513, kam es in Breisgau theilweise wirklich zum Ausbruche. Die Proletarier — damals Bettler genannt — in eigener

Tracht mit einem römischen „H“ auf der Brust, bildeten den Kern; ihre Forderung war, daß der Kaiser allein herrsche, ohne Fürsten und Pfaffen, daß alle fremde Schriftsprache abgesagt, daß für Jedermann Bad und Wasser frei sei. In Schwaben, in Elfaß, in Württemberg dauerte die Bewegung, meistens ohne Erfolg für die Freiheitslustigen, fort. In die gleiche Periode fällt der Bauernaufstand in Ungarn, welcher die gräßlichsten Grausamkeiten mit sich führte, und ebenfalls zum Nachtheile der Bauern ausfiel. Nach einander folgten dann die Aufstände in Krain und Steiermark; der Kaiser versprach den Bauern die Prüfung ihrer Beschwerden, seine Landshauptleute Dietrichstein und Herberstein überfielen aber bei Pettau die Bauern, Tausende wurden umgebracht und wer auch nicht theilhaftig bei dem Aufstande war, hatte einen Gulden zu bezahlen, wenn ihm nicht das Haus zusammengebrannt werden sollte. So wurde damals das kaiserliche Wort erfüllt. Luthers Kampf gegen die kirchliche Knechtschaft gab den Anstoß auch gegen die weltliche. Die schändlichen Quälereien gegen die armen Bauern waren unerträglich; und so erbarmungslos waren damals die Feudalherren, so unmenschlich die Führer des deutschen Volkes, daß König Ferdinand den Georg, Truchses von Waldenburg, an die Spitze des schwäbischen Bundes stellt, mit dem Befehl: „Man soll die ungehorsamen Bauern fangen und peinlich fragen: wer die Anführer seien? nachmals die, welche sie betreten, erstechen, erwürgen, und kein Erbarmen über sie haben, ihre Güter veröden, ihre Häuser verbrennen, ihr Weib und ihre Kinder verjagen ohne alle Gnade und ohne alle Erbarmung.“ — Mit abwechselndem Glücke wurde in Schwaben, in Ungarn und anderwärts gefochten, bis der Truchses bei Weingarten umringt wurde und zu Unterhandlungen die Hand bieten mußte. Die Bauern benahmen sich sehr mäßig, sie forderten ein Schiedsgericht, das aus dem Erzherzoge Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, dem Churfürsten von Sachsen, Luther, Melancthon und einigen Predigern bestehen sollte. Ihre Wünsche bestanden in 12 Punkten, und lauteten: 1) Die Bauern sollen ihre Pfarrer selbst wählen, und diese das Wort Gottes lauter und rein nach dem Evangelium

predigen; 2) die Bauern sollen nichts mehr zahlen, als den von Gott befohlenen Zehnten, wovon der Pfarrer leben und von dessen Ueberschuß das Gemeindegeld und die Armen versorgt werden sollen; 3) die Leibeigenschaft soll als gottlos, für immer abgeschafft sein; 4) Jagd, Vogel- und Fischfang soll frei sein, wie die Luft; 5) der Wald und das Holz ebenfalls; 6) die Frohn- und Spanndienste sollen ermäßigt werden; 7) der Bauer soll dem Herrn nur durch einen freien und festen Vertrag und durch keine Willkür verpflichtet sein; 8) der Zins von den Lehengütern soll ermäßigt werden, damit der Bauer nicht den ganzen Ertrag seiner Arbeit an den Herrn abgeben und umsonst arbeiten müsse; 9) das Recht soll nach einem festen, alten Gesetz, nicht nach neuen Satzungen und Willkür gehandhabt werden; 10) wer mit Unrecht Gemeindegüter an sich gerissen, soll sie zurückstellen; 11) die Abgabe bei Sterbefällen soll aufgehoben sein, damit Wittwen und Waisen nicht um das Ihrige gebracht werden; 12) diese Artikel soll man annehmen, oder aus der Bibel widerlegen.

(Allg. Oesterr. Ztg.)

Eine Wachtube deutscher Bürgerwehr.

Scenen aus: *Der deutsche Michel*, Zeitbild in fünf Aufzügen, von **V. Feldmann**.

(Dieses witzsprühende neueste Bühnenwerk des reich begabten Autors wird die Kunde über die deutschen Bühnen machen und eine allgemeine Erschütterung hervorbringen der deutschen Lachmuskeln.)

Feigling. Jetzt habe ich es bald satt, täglich Wache zu halten, zu patrouilliren, man kann gar nicht mehr bei seiner Arbeit bleiben.

Kriecher. Ich weiß nicht, was heut' wieder los ist, in der Hei-Strasse ist der Spectakel.

Stöckelmeier. Vielleicht suchens Futter, es giebt jetzt so viele Leute, die nichts zu essen haben.

Hecht. Nein, ich habe gehört, das Volk will, da die Regierung jetzt Alles in Afford giebt, man

soll die Deputirten auch auf Afford arbeiten lassen, weil sie mit ihrer gewöhnlichen Tagesarbeit ihr Brot nicht verdienen.

Kriecher. Ach, warum nicht gar, die halten ja die schönsten Reden.

Hecht. Ja, nach der Zahl sind sie so reichlich ausgefallen, wie die heurige Kartoffelernte, aber es sind auch viele wässrige drunter.

Stöckelmeier. Es ist jetzt eine böse Zeit, meine Herren Collegen. Sehen Sie, ich habe einen Buben zu Haus, das ist ein Wunderkind, ein Virtuose auf der Violin. Voriges Jahr hat er so herumgezeigt und hat mir ein schönes Stück Geld verdient. Heuer will ihn kein Mensch hören, es kümmert sich Niemand um die Kunst.

Hecht. Ja, da es mit den Wunderkindern als Virtuosen nicht mehr geht, sollen sich einzelne Eltern darauf verlegen, Kinder von zwei bis fünf Jahren zu Volkrednern auszubilden.

Kriecher. Lassen's mich geh'n mit allem dem Gerede. Die gute Zeit ist halt vorüber. Was sonst ein freudiges Ereigniß war, das ist jetzt gar keins mehr. Erinnerst Du Dich noch Stöckelmeier, wie die kleine Prinzess Cynomia, Fürstliche Hoheit, geruhten, das erste Mal allein zu essen. Da war bei Hofe große Kour. In allen Zeitungen, selbst in der Augsburger Allgemeinen, las man: Ihre fürstliche Hoheit nahmen Höchsteigendhändig den Löffel in die Allerhöchste Rechte und geruhten zu speisen. Telegraphen berichteten dieses Ereigniß nach allen Himmelsgegenden. Es war eine allgemeine Freude. Abends großer Zapfenstreich. Aber mein Himmel, was berichten denn jetzt die Telegraphen! Da Unruhen, dort Unruhen, lauter solches Zeug. Da kann der Bürger nicht mehr ruhig den Löffel halten, vielweniger eine kleine Prinzessin.

Stöckelmeier. Wahr ist's schon. Wie haben's die Beamten sonst gut gehabt. Das Leben eines Angestellten war in zwei Hauptgeschäfte getheilt. Erstens, so spät als immer möglich auf's Bureau zu kommen, und zweitens, so früh wie möglich fortzukommen. Rechnet man da noch dazu, so wenig wie möglich zu arbeiten und so viel nie möglich grob zu sein, so war der ganze Beamte fertig.

Hecht. Ihr redet, wie Ihr's versteht, meine Herren. Sehen Sie, Herr Kriecher, Sie haben zum Beispiel einen Schlafrock in den Sie sehr hineingewöhnt sind, weil Sie ihn schon dreiunddreißig Jahre tragen. Er ist abgeschaben, zerrissen, voller Löcher, und so gern Sie ihn behalten möchten, zuletzt müssen Sie ihn, schon der Schande wegen, doch ablegen. Sehen Sie, so einen Frankfurter Schlafrock hat Deutschland dreiunddreißig Jahre getragen, es hätt' sich längst schämen sollen, es waren die Flecken aus allen Bundesstaaten darauf, und es hätte ihn noch nicht abgelegt, wenn ihn nicht das deutsche Parlament beim Ärmel erwischt und in Trümmer zerrissen hätte.

Kriecher. Lassen Sie mich aus mit dem deutschen Parlament. Das kann mir auch gestohlen werden. Bis jetzt hat es mir noch nichts getragen. Ja im Gegentheil, heute war man wieder bei mir wegen der deutschen Flotte.

Stöckelmeier. Wenn nur die Engländer die schon genommen hätten, daß man einmal vor der Ruhe hätte.

Hecht. Nein, meine Herren, über Politik ist mit Ihnen nicht zu reden. Da will ich eher mit einem chinesischen Soldaten zurecht kommen.

Kriecher. Warum denn gerade mit einem chinesischen?

Hecht. Das will ich Ihnen sagen. Wenn ein chinesischer Soldat fern von der Heimath stirbt, so wird sein Zopf auf Kosten der Regierung abgeschnitten und nach der Heimath geschickt, wo man ihn mit aller Ehrfurcht und Ceremonie begräbt. Und nicht selten liest man auf Grabsteinen die Inschrift: „Er war ein barmherziger Zopf; sein Wandel war der eines wahren Zopfes; dieser Zopf wurde in der Blüthe der Jugend geknickt.“ — Glückliche Chinesen! Bei Euch wird der Zopf begraben, bei uns Deutschen ist er unsterblich.

Feigling. Der Herr Lieutenant.

Albert. Nichts Neues, meine Herren? Wer ist Wachtkommandant?

Hecht (sich vorstellend). Korporal Hecht, zu melden Herr Lieutenant.

Albert. Wie ich sehe, gemischte Wache!

Hecht. Ja, Herr Lieutenant, man beabsichtigt dadurch zugleich das Verbrüderungs-System aufrecht zu erhalten.

Albert. Sie haben zur Hauptwache melden lassen, daß von Ihren Leuten mehre Arrestanten eingebracht wurden. Lassen Sie einen nach dem andern ein, ich bin hierher beordert, darüber zu bestimmen, ob sie gleich wieder zu entlassen sind oder zur Polizei gebracht werden sollen.

Hecht. Ganz wohl, Herr Lieutenant. (Giebt einem Mann einen stillen Auftrag, welcher sodann mit allen Uebrigen abgeht.)

Albert. Haben Sie Ordre gegeben, die Arrestanten mit Eskorte vorzuführen?

Hecht. Ist geschehen, Herr Lieutenant. Jeder Arrestant kommt unter der Eskorte eines Mannes, der ihn einbringen half und die Ursache seiner Haftnahme zu begründen weiß. Soll ich den Schriftführer machen, Herr Lieutenant?

Albert. Da wir selbst immer nach Mündlichkeit streben, so wollen wir wenigstens hier das Schriftliche beseitigen. Wir brauchen kein Protokoll.

Hecht. Sehr wohl, Herr Lieutenant.

Albert. Wer hat diesen Arrestanten eingebracht.

Stöckelmeier. Ich, Herr Lieutenant, nahm ihn in dem Augenblicke fest, als er seine mit Steinen angefüllte Schürze dem lärmenden Hausen zutrug. Wir ließen ihn die Steine nicht ablegen, da sie als Beweisgründe dienen.

Albert. Ist es so, Junge, wie mir gemeldet wird?

Lehrjunge (kann im Dialekt sprechen). Ja, Herr Obrist, es ist so, aber ich habe die Steine nur gesammelt, um sie auf die Seite zu räumen, damit die Andern keine mehr erwischen.

Albert. Ein anderes Mal läßt Du dergleichen Sammlungen gut sein, sie könnten Dir theuer zu stehen kommen.

Lehrjunge. Wenn's mich was gekostet hätten, Herr General, hätt' ich's nicht unternommen, sie sind als Gemeingut so auf der Straße herumgelegen. Sie sind auch gar nicht so groß (er zeigt einen tüchtigen Stein).

Albert (halblaut zu Hecht). Ein geschiedter Junge, er läßt mich avanciren. (laut.) Dieses Mal wirst Du noch entlassen, aber hüte Dich nicht zum zweiten Mal erwischt zu werden. Heute mag Dich Deine Jugend entschuldigen.

Lehrjunge. Wenn ich ein Mann wäre, hätte mich der Herr schon dieses Mal nicht erwischt, ich kenne ihn schon, er ist ein Schneider und kann es höchstens mit so einem unschuldigen Buben aufnehmen, als ich bin.

Albert. Schon gut, nun gehe.

Lehrjunge. Dank Ihnen für die gnädige Strafe, Herr Reichs-Kriegsminister! (ab.)

Stöckelmeier. Herr Lieutenant, ich fordere für die mir zugesügte Beleidigung Satisfaction von dem Jungen.

Albert. Das ist Ihre Privatsache, machen Sie es mit dem Jungen aus.

Stöckelmeier. Ja, die Buben haben den Teufel im Leibe, direct mag ich mit denen nichts anfangen.

Albert (halblaut zu Hecht). Es scheint, der Bube kennt seine Leute. (laut.) Dann kann ich Ihnen nicht helfen. Man bringe den Arrestanten Nr. II.

Stöckelmeier. Ganz wohl (geht ab).

Albert. Es liegt etwas Poetisches in diesen Lehrjungen, sie sind stets die Satyre großer Ereignisse.

Hecht. Sie wissen wenigstens jeder Sache die lustige Seite abzugewinnen.

Kriecher. Herr Lieutenant, habe die Ehre zu melden, daß die zwei Arrestanten auf der Strafe Skandal machten, der Eine hier prügelte den Andern.

Albert (zum Arrestanten I.). Wahrscheinlich sind Sie der Geprügelte, Sie sehen aus, wie ein übelgerathener Regenbogen.

Arrestant I. Ja wohl, Herr Lieutenant, ich wurde gemißhandelt.

Albert (zum Arrestanten II.). Was bewog Sie zu solcher That?

Arrestant II. Er hat mich einen Censor geschimpft. Ich verlange sämtliche Verbal- und Real-Injurien, welche das Landrecht annimmt,

sollen zusammengeschmolzen werden, um die Höhe der Beleidigung zu ermessen, die in dem Schimpfworte Censor liegt.

Albert. Wie können Sie noch Satisfaction verlangen, da Sie sich, den vermeintlichen Schimpf zu rächen, schon Selbsthilfe nahmen!

Arrestant II. (mit einer Handbewegung). Das war nur per Abschlag, förmliche Satisfaction verlange ich von der Behörde.

Arrestant I. An mir ist es, Satisfaction zu verlangen für die empfangenen Streiche.

Arrestant II. Da Sie mich für einen Censor hielten, mußten Sie darauf gefaßt sein, gestrichen zu werden.

Albert. Meine Herren! Ihr Streit ist Sache der Polizei, ich werde Sie dahin bringen lassen.

Hecht. Herr Lieutenant, erlauben Sie, daß ich den Herren lieber zur Versöhnung rathe, denn die Polizei ist den Censoren nicht gram, da könnten Sie Beide in Strafe verfallen, der Eine, weil er die Bezeichnung „Censor“ als Schimpf gebraucht, der Andere, weil er solche als Schimpf betrachtete.

Arrestant II. Das klingt nicht unwahrscheinlich. Diesem Fall zu entgehen, biete ich gerne die Hand zur Versöhnung.

Arrestant I. Ich wäre diesem Vorschlage auch nicht abgeneigt. Aber was soll ich den Leuten sagen, mein Aussehen, meine Schläge?

Hecht. Bis Sie selbe bei passender Gelegenheit wieder an den Mann bringen, geben Sie sich für einen Märtyrer der Freiheit aus, der sich schwarz, roth, gelb schlug, um sie zu erkämpfen.

Arrestant I. Ich wähle diesen Ausweg. (Will dem Arrestanten II. seine Hand reichen.)

Albert (unterbrechend). Das Versöhnungsfest, meine Herren, können Sie im nächsten besten Wirthshaus feiern. Sie sind entlassen.

(Arrestant I. und II. ab. Kriecher folgt.)

Hecht. Diesen Streit zu schlichten, wären bei den Behörden wenigstens zwanzig Ries Papier verschrieben worden.

Albert. Und dann hätte es vielleicht erst geheißen, wegen Mangel an Beweis entlassen.

Albert. Machen Sie Ihre Meldung.

Feigling. Unsere Patrouille, Herr Lieutenant, packte diesen Mann, als er im Gebränge die beiden Frackschöße dieses Herrn abschchnitt. Das Corpus delictum ist auch in unsern Händen.

Albert. Lassen Sie das Latein auf einer deutschen Wache; es kommt Ihnen ohnedies etwas schwer an. Wo haben Sie den Beweis-Gegegenstand? (nimmt die Schöße die ihm Feigling darreicht.) Was haben Sie gegen die Anklage zu erwiedern.

Arrestant III. Verzeihen, Herr Wachkommandant, in der Voraussetzung, daß Sie als gebildeter Mann jede Meinung ehren, gestehe ich Ihnen, daß ich nach dem System des Kommunismus lebe und mir deshalb die Hälfte dieses Fracks zueignete.

Albert (zum Arrestanten IV.). Warum wurden Sie mitarretirt?

Arrestant IV. (zieht einen halben Stock hervor). Ich schlug mein dickes spanisches Rohr auf dieses Mannes Rücken entzwei, und sagte ihm, daß ich auch ein Kommunist sei, indem ich meinen Stock mit ihm theilte. Sie sehen, Herr Lieutenant, ich besitze nur noch die Hälfte.

Albert. Man bringe den Rockschöß-Liebhaber auf die Polizei. Sie, mein Herr, sind entlassen.

Arrestant III. Da sprechen die Herren Landwehrmänner immer von Freiheit, und erlauben nicht einmal bei der bevorstehenden Gewerbebefreiung aus einem Frack einen Spenzer zu machen. Eine schöne Freiheit das! (Arrestant III. wird von Feigling abgeführt. Arrestant IV. folgt.)

Hecht. Wir sind jetzt zu Ende, Herr Lieutenant.

Albert. Glaubt man doch bei so einem Auslauf die größten politischen Verbrecher zu erwischen, während dem es meist Sonderbündler sind, welche die Freiheit nach ihrer eigenen Ansicht üben.

Hecht. Die Rechten lassen sich nicht erwischen, die wissen immer andere vorzuschieben.

Stöckelmeier (meldend). Soeben bringt man einen neuen Arrestanten ein.

Albert. Lassen Sie ihn gleich eintreten.

Stöckmann. Ganz wohl. (ab.)

Albert. Vielleicht ist das ein rechter.

Geht. Es ist sehr relativ, weil eigentlich die Linken die Rechten sind, sie sprechen sich wenigstens am offensten aus.

Albert. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht einmal wegen Wortspielen arretirt werden.

Amerikanische Urtheile über Deutschland.*

St. Louis, den 5. August. Sie können denken, mit welcher Begier wir sämmtliche Deutsche, und deren befinden sich einige Tausende hier im Orte, den Nachrichten aus dem Vaterlande jetzt entgegensehen. Dem Vaterlande?! ich lache, indem ich Ihnen dies heilige, theure Wort schreibe. Ich lebe zwölf Jahre jetzt in Amerika und bin amerikanischer Bürger mit Leib und Leben, aber die Musquitos, der Sonnenbrand, die Bäder im Mississippi und das gelbe Fieber, Alles ist nicht im Stande gewesen, mein deutsches Blut so auszusaugen und umzuwandeln, daß mein Herz nicht höher schlägt bei dem Gedanken an Deutschland, wo meine Wiege stand und mir so viele liebe Freunde leben. — Viele Landsleute haben sich auch nicht halten lassen; sie sind aufgebrochen, haben verkauft, was zu verkaufen war, haben Nahrung und Geschäft im Stich gelassen und sind auf dem Wege zur alten Heimath. Gebe Gott! daß sie sich nicht getäuscht sehen, daß sie es besser finden, als es war, wie sie gingen. — Wir, die wir bleiben, haben wenigstens uns mehr als je eng aneinander geschlossen und eine warme Empfindung ist über uns gekommen, die uns sagt, daß jenseits des großen Oceans ein mächtiges Volk wohnt, zu dem wir gehören, auch wenn wir eines anderen Volkes Bürger sind. — Hätten Sie doch den Jubel sehen können, ich möchte sagen den Taumel, der alle Herzen ergriff, als die prächtige

* National-Zeitung.

deutsche Fahne hier zum ersten Male im Winde wallte. Alle Augen waren naß, Alles umarmte sich, was sich kannte und nicht kannte und von tausend Lippen wurde Segen, Heil und Glück für unser großes, schönes Vaterland mit Begeisterung erfleht. Franzosen, Spanier, alle Fremden nahmen Antheil und selbst die ernsthaften, nüchternen Amerikaner schienen unsere Freude zu begreifen, denn Deutschland ist bei ihnen hoch im Werthe gestiegen, seit sie wissen, daß sie es mit einem freien Volke zu thun haben. So haben auch viele Amerikaner zu den Sammlungen beigetragen, die hier veranstaltet wurden, um die Freiheitsbestrebungen in Deutschland zu unterstützen, doch sage ich es Ihnen gerade heraus, die vollen Sympathien der Amerikaner kann Deutschland nur dann erwarten, wenn es Republik wird, denn gegen den constitutionellen Monarchismus haben sie, Englands wegen, ein Mißtrauen, das oft in Abscheu und Verachtung übergeht, da Nichts in amerikanischen Augen verknechteter ist, als das sogenannte freie englische Volk unter seiner herrschenden weltlichen und geistlichen Patrie und unter dem Druck seiner verschimmelten und vermoderten Einrichtungen und Geseze. Was man jetzt aber in Deutschland will: demokratisch-constitutionelle Verfassungen, Throne, von republikanischen Institutionen umringt, das bringt die meisten Amerikaner zum Lachen, denn sie können es nicht begreifen. — Wenn man republikanische Geseze und Einrichtungen verlangt, sagte mir gestern noch mein Nachbar, ein Mann, der im Kongreß gefessen hat, so muß man auch die Republik wollen. Es ist baare Thorheit, wenn die Deutschen das nicht einsehen, aber ich glaube, es ist ein verständiges Volk, das sich nicht lange täuschen lassen kann. — So hören wir auch hier die merkwürdigsten Urtheile der amerikanischen Presse über den Krieg mit den Dänen. „Fängt man Krieg an, ruft sie aus, in einer Zeit, wo Frieden dringend nothwendig und die materielle Noth so furchtbar hoch gestiegen ist? Krieg wegen einer Lumperei, ob der souveräne König von Gottes Gnaden künftig Herzog von Gottes Gnaden heißen soll; einen kostspieligen Krieg, dessen Ende im günstigsten Falle nur eine Vermehrung der Fürstenmacht und Verminderung der mit Blut

erkauften Volksrechte herbeiführen kann. — Darum glaubt man denn auch nichts nöthiger zu thun zu haben, als eine Flotte anzuschaffen, um den Handel zu schützen. Hat denn die englische Flotte, so fragen wir Amerikaner, im Kriege mit den empörten amerikanischen Kolonien (welche im Anfang keine Flotte hatten) den englischen Handel schützen können? — Sieht das deutsche Volk denn nicht ein, daß man mit einer Kriegsflotte die Macht der monarchischen Regierungen wieder um ein Bedeutendes verstärkt, während das bedrückte Volk die hohen Kosten einer solchen Flotte aufbringen muß! — Man begreift den Patriotismus nicht, der eben erst mit heldenmüthiger Aufopferung die Despotie niedergeworfen hat, und dann nichts Geringeres nöthig meint, als dem Despotismus eine neue Waffe in die Hand zu geben, und eine neue Ruthe für das Volk zu binden.“

Wäre Deutschland Republik, ja dann würden die amerikanischen Urtheile ganz anders lauten. Man würde es nöthig finden, daß die große Nation zum Schutz ihrer Freiheit auch eine ihrem Range gebührende Seemacht besitze, würde sogar darauf dringen, Englands wegen, um im Verein mit Deutschland, auf dessen Tapferkeit und kriegerischen Sinn man hohen Werth legt, das stolze Albion zu demüthigen, das mit Fanatismus gehaßt wird. Man würde auch den Krieg mit dem monarchischen Dänemark vollkommen für Recht halten, denn es handelte sich dann nicht mehr um einen König oder Herzog, sondern um einen Theil der Republik Deutschlands, und laut würde die Volksstimme ein Schutz- und Trugbündniß mit dem deutschen Brudervolke fordern — zumal wenn England sich der Dänen annähme.

So ist auch die Reichsverweserschaft den Amerikanern ein Ding, worüber sie den Kopf schütteln. Hat man denn an den drei Duzend deutschen Fürsten noch nicht genug gehabt? so hört man sie und die Presse rufen. Muß man noch Einen dazu ernennen mit Ministern, Hofhalt, Gesandten, Soldaten und dem ganzen monarchischen Apparat?! — Ich versichere Ihnen, daß wir Deutsche oft in nicht geringe Verlegenheit kommen, wenn wir unsern eingeborenen Mitbürgern das Wie und Warum der deutschen Revolution und deren

Folgen erklären sollen. Denn der Amerikaner betrachtet den Staat als eine Geschäftssache, als ein großes Kompagniegeschäft, bei dem alle Bürger zu gleichen Theilen theilhaftig sind, und kann sich mit dem bloßen gesunden Menschenverstande den Betrieb des Staatsgeschäftes, wie es jetzt in Deutschland im Namen des Volkes betrieben wird, nicht zusammenreimen. — Es kommt ihm daher das Meiste als überflüssig, als verschwenderisch, als zum höchsten Nachtheile des gleichmäßig theilhaftigen Volks gereichend vor, und er sagt sich darum: Wie ist es möglich, daß ein Volk, wo Millionen Bürger hungern und darben, wo die Noth so groß ist und der Drang nach einer vernunftgemäßen Ausgleichung sich zeigt, so kostspielige, ungenügende und schlechte Abhilfsmittel ergreifen kann! — Die constitutionellen Staaten sind anerkannt die theuersten und die ungenügendsten. Sie wollen zwischen Absolutismus und Demokratie vermitteln, erreichen aber ihr Ziel durchaus nicht. — Eine demokratisch-constitutionelle Monarchie ist aber ganz und gar ein Unsinn ohne Dauer. Entweder sie muß zurückführen, oder aber sie schlägt um und führt zur Republik, wohin man gleich hätte kommen sollen, ohne sich auf Experimente einzulassen, die verderblich enden, denn sie werden eine neue Revolution und neues Unglück herbeiführen.

So urtheilen die meisten Amerikaner, und ich kann nicht läugnen, daß zum Theil dies auch meine Meinung und die einer großen Zahl Deutscher ist. Es ist ganz natürlich, daß wir, die wir Republikaner sind, uns wohl befinden, uns frei fühlen, den Segen dieser Volksfreiheit und Gleichheit überall erkennen und in der freiesten Bewegung und Entwicklung aller Kräfte ihn wieder finden, sehnlich wünschen, daß auch Deutschland eine Bundes-Republik sein möchte. — Da es nicht so geht, wie Viele meinen, hört man wohl manche mißmüthige Worte und patriotisches Schelten über den schlechten Fortgang der guten Sache, auch Mißtrauen genug gegen die Fürsten, Regierungen, Aristokraten und sonstige Volksbeglucker, die dem armen Michel wieder ein Mal Sand in die Augen streuen, daß ihm Sehen und Hören vergeht; trotzdem aber hoffe ich selbst noch immer das Beste, denn wenn die Nachrichten,

welche wir hier durch die Zeitungen über Deutschland erhalten, wahr sind, so hat Michel die Augen offen und wird nächstens auch aufstehen und aufrecht wandeln, wie andere vernünftige Menschen.

Für uns Amerikaner giebt es jetzt mancherlei Neues, auch im eigenen Lande. Das Wichtigste ist, daß wir nächstens von St. Louis aus, einen großen Jagdzug von Dilettanten machen werden, dem ich mich anzuschließen denke. Wir wollen im Herbst eine Büffeljagd halten, die bis an die mexikanischen Grenzen sich erstrecken wird, und dazu einige tausend Mann stark, über den Mississippi und durch Arkansas gehen. — In Wahrheit handelt es sich aber um mehr, als um Büffel. Die nordöstlichen Provinzen Mexiko's wollen sich vom mexikanischen Staatenbunde losreißen und haben uns um Hilfe ersucht. Dies würde der dritte Akt in dem großen Drama sein, dessen erster die Befreiung von Texas und zweiter der Krieg war. — O, läge Deutschland da, wo Mexiko liegt! — Ferner: wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird in sechs Monaten Cuba unabhängig von Spanien sein, und binnen Jahresfrist einen Staat in unserer Union bilden. Geschicht dies, so wird Canada bald folgen und England den letzten Fuß auf dem Festlande Amerika verlieren, was der heißeste Wunsch aller Amerikaner ist. Ein Krieg mit England würde den ganzen Enthusiasmus unseres Volkes für sich haben, und sein Ausgang, wie ich Ihnen vorher sagen will, wird die Vernichtung der englischen Macht sein. Denn in keiner Sache ist das amerikanische Volk so einmütig, als in der Erbitterung gegen England, und keine Macht der Erde hat so viele Mittel zur Hand, um Englands Uebergewicht zu brechen, als wir. — Sollte, wie ich hoffe, im nächsten November Lewis Cass zum Präsidenten der vereinigten Staaten gewählt werden, so fehlt zu einem Kriege mit England nichts, als eine gute Gelegenheit und diese wird Cuba liefern. Ich hoffe es noch zu erleben, daß England, dieser Ecksteiner des Despotismus, der unsäglich viel verschuldet, daß die Volksfreiheit in Europa nicht aufblühen kann, gebrochen und unschädlich gemacht wird. —

Petersburger Chronik.

Anfang September 1848.

Die Cholera hat noch immer nicht ihr letztes Wort unter uns gesprochen. Furcht und Angstlichkeit sind jedoch so spurlos verschwunden, daß jetzt derselbe Gegenstand zur Zielscheibe des Witzes und zur allgemeinen Belustigung dient, der vor wenig Wochen die Mehrzahl zittern und beben machte. So leicht werden dem Menschen die schroffsten Uebergänge. Man werfe nur einen Blick auf das jüngste Heft des Zeralasch, einer von Zeit zu Zeit erscheinenden Sammlung von Petersburger Karikaturen im Chamischen Geschmack, die, obwohl herzlich schlecht gezeichnet und mittelmäßig lithographirt, doch durch witzige Auffassung von Ereignissen des Tages Jedem ein Lächeln abzwängen. Die letzte Lieferung dieses Zeralasch ist nun fast ausschließlich der Cholera gewidmet, deren Einzug in die Hauptstadt schon ein früheres Blatt brachte: ein fagenhaftiges Gespenst mit rollenden Augen, das den knöchernen Tod huckepack trägt, galoppirt auf der Chaussee heran. Arzt und Apotheker öffnen zuvorkommend den Schlagbaum. Dies Mal erblicken wir unter andern einen Herrn, der so vorsichtig gewesen, streng anzubefehlen, daß sein ganzer Hausstand metallische Bauchwärmer oder mindestens Flanellbinden anlege. Vor ihm steht sein gehorsamer Majordomus und zeigt mit selbstzufriedener Miene auf die Statuen im Saale, die sein Eifer gleichfalls mit schützenden Leibbinden versorgt. — Weiterhin sehen wir den Professor der Magie Herrn Anderson, der das Publikum nur zu einem einzigen, aber kolossalen Kunststück eingeladen: er verschlingt eine frische Gurke. Die Zuschauer sind vor Staunen und Bewunderung außer sich. — Hier reduziert sich das Mittagmal eines ängstlichen Feinschmeckers auf ein Brotrindchen, begleitet von einem Gläschen Pfefferschnaps; dort wird die Cholera mit allen ihren Vorboten und Symptomen der Gegenstand der Unterhaltung in einem feinen gesellschaftlichen Zirkel. Man spricht von Bauchgrimmen und dergleichen mit einer Offenherzigkeit und Liebenswürdigkeit, die nichts zu wünschen übrig lassen. — Kostbar ist der Ausdruck des Gesichts, mit dem eine elegante

Dame auf dem Spaziergange den sie begleitenden Diener fragt: „wenn ich recht höre, so hast du Magenkolik?“ — Und der Tölpel antwortet gelassen: „O nein, das ist in Ihrem eigenen Magen.“ — Als Modentracht für den Sommer dieses Jahres wird uns ein wattirter, pelzverbrämter Mantel und ein mit Flor umwundener Hut geboten. — Was fehlt diesem kühnen Schnurrbart, der sich so kleinmüthig zu Bette gelegt? Hat er die Cholera? Noch nicht; aber er hat es für nöthig erachtet, den Arzt rufen zu lassen — weil ein Hund vor dem Hause gebeult. — Und wohin treibt es diesen reitenden Boten mit solcher Hast? Er eilt mit einem Pröbchen Suppe in die Stadt, um sich bei dem Doktor zu erkundigen, ob man ohne Lebensgefahr die Suppe noch mehr salzen könne.

Eine Seite der Lächerlichkeit haben wir dabei vermißt: die Kategorie der pseudogelehrten Grübler über das Wesen der Cholera wäre noch zu berücksichtigen. Man denke sich einen solchen tief-

sinnigen Theoretiker vor einem Gartenbeete mit fürchterlichem Ernste also raisonnirend: Meine Erdbeeren haben vortrefflich geblüht und keine einzige Staude hat Früchte angelegt... wie hängt das mit der Cholera zusammen? Oder man belausche sein Entsetzen, als er, die Nase über dem Schreibzeuge, bemerkt, daß es in seinem Tintensasse nicht richtig ist. Seine Tinte schimmelt, seine Tinte, die ganz nach demselben Recepte bereitet ist wie sonstjahrs, seine Tinte, auf deren Nicht-Verschimmeln er so stolz gewesen! Was anderes als die Cholera-Luft kann einen so verderblichen Einfluß ausgeübt haben? Und wenn man nun diese beiden unbestreitbaren Thatsachen — meine Erdbeeren wurden nicht reif und meine Tinte schimmelte! — an einander hält und mit allen ähnlichen an Spinnen, Kröten, Schwalben, Hühneraugen u. s. w. gemachten Beobachtungen kombinirt: welche eine unabsehbare Reihe von Schlußfolgen eröffnet sich dann nicht dem Blicke des Forschers! —

F e u i l l e t o n .

Berlin. Der Krakehler Nr. 25 enthält Folgendes: Und sie begruben sieben Tode und die waren stumm. Jammer und Wehklage herrscht im Lande der Reaktion; tiefe Betrübniß erfüllt die Gemüther der Rückwärtsianer, und die Trauer aller Kreise ist eine so gewaltige, daß dieselben selbst nach dem Kochen nicht mehr roth, sondern schwarz erscheinen. Der Preußenverein, der erst jetzt in Flor zu kommen gedachte, hat sich selbst in Flor gehüllt, und der patriotische Verein, der die Augen des Volkes zu umflören sich bemühte, ist nun selber umflort, und das Offiziercorps trauert in Sack und Asche und die Bureaokratie hat im entsetzlichen Schmerz ihre Kleider zerrissen von oben bis unten und sie Alle schlagen an ihre Brust und kreischen voll Angst: „Gott sei uns armen Sündern gnädig!!!“ Gott aber war diesen Sündern nicht gnädig, sondern warf ihre Stützen zu Boden und zerschmetterte die sieben Säulen ihres Tempels. — Das Ministerium Auerwald ist gestürzt. Da es nicht hören wollte die Stimme der Zeit, da drehete der Zeitgeist aus 77 Stimmen der Ma-

jorität einen Kantenschub und schlug damit die Tauben, daß sie hinstürzten, denn also steht geschrieben: „Wer nicht hören will, muß fühlen.“ Da liegen sie hingestreckt wie umgefallene Wollsäcke, geschwollen von Reaktion und Verwesung, da liegen sie stumm und leblos, und der Weltgeist gönnt ihnen keine Grabesstätte in dem Mausoleum der Geschichte, sondern läßt sie verscharren in die ungeweihte Erde der ewigen Vergessenheit. — Da liegt Gierke! der Mann der Consequenz, denn von ihm wird einst mit Recht sein Biograph rühmen: „Stumm wie im Leben war er auch im Tode.“ — Da liegt Wilde! Sehet ihn an, da liegt er, verblichen und vergelbt, wie ein Stück Gallicot von ewiger Masse. Er, der Herr der Weber und Spuhler, liegt da verwebt und verspühlt, weil er es nicht verstand

Am saufenden Webstuhl der Zeit

Zu wirken der Freiheit lebendiges Kleid.

Da liegt Kühlwetter! Er, der wie Deukalion Drachenzähne säete, aus denen menschenähnliche Wesen entstanden, die er Constabler nannte; da liegt er, der nicht ein Schumann

der Freiheit, sondern ein Schuttman derselben war, das heißt, sie in Schutt und Trümmer warf. Da liegt er selber nun ein verkühltes Schutthäufchen verwitterter Reaktion. — Da liegt Schreckenstein! Roth von Schreckenstein, aber Bläß von Freiheitssein, Gelb von Gallenstein, aus Nerger fressen rein, Blau von Schießendrein, Grau von Ahnensein und Schlau von Bringenrein! — Da liegt Märker! Er war der große Märker, der nichts merkte, als die Reaktion ihn umgarnte; es war der kleine Märker, der mit der Freiheit markte, der auf dem Markte des Rechts über falsches Maas und Gewicht feiste wie ein Weib, aber nicht wie ein Mann dreinschlug und die trügerischen Krämer verjagte. Er liegt nun da, der Nichts-Märker, Märker nun selbst ein Nichts. — Da liegt David Hanse mann! Seine entstellte Leiche gleicht einem todten Fuchse, sein Schwanz scheint noch im Tode dem folgenden Ministerium entgegen zu wedeln, seine abgelebte Nase scheint noch nach Geld zu schnüffeln und seine angezogenen Klauen scheinen eben aus der Tasche des Volkes ausgezogen zu sein. Er war der Mann des Scheins, und seine Leiche ist die Leiche der Wahrheit, sie ist was er schien und er war was sie scheint — ein Fuchs. — Da liegt Auerwald! Der todtgeborene Premier-Minister, der Sohn seiner eignen Impotenz, der zierliche Federbusch an dem Helme der Reaktion, der Mann der Unschädlichkeit, der Held des Nichtwollens, die Unkraft der Nichtkönnens, der Schöpfer des dänisch-preussischen Waffenstillstandes.

Da liegen sie denn alle die Sieben,
Die uns der holde Tod geraubt;
Uns aber ist ein Schmerz geblieben,
Denn ach! es fehlt ein theures Haupt. —

* * Die Bossische Zeitung nannte in der zweiten Beilage vom 20. v. M. die Berliner Stadträthe „Stadtruthen“. Es war ein Druckfehler und doch kein Druckfehler.

* * Neulich beobachtete man hier eine höchst merkwürdige Naturerscheinung: Es war ein sonnenheller Vormittag, als plötzlich stellenweise in einem sehr kleinen Raume der Himmel pechschwarz erschien und es auf der Straße in nicht größerem Raume so pechfinster wurde, als ob die ägyptische Nacht von Neuem eingetreten wäre. Man spürte diesem seltsamen Phänomen nach und kam auf den Grund: Herr Justizcommissarius Lessing, der unverantwortliche Besitzer der Bossischen Zeitung, und Herr Wagener, Redakteur der Preussenzeitung mit dem Kreuz, dem geschriebenen Sibirien der Wahrheit, der papiernen Knute der

Freiheit, der größten Schmach, die jemals der Erfindung Gutenbergs widerfahren, gingen Arm in Arm über die Straße, und wo sie hintraten, verfinsterte sich der Himmel über ihnen und rings um sie wurde es Nacht auf Erden.

* * Es cirkulirt hier folgendes Spottlied:
Bürger, was willst Du mehr?

Du Bürger, mit Zopf und Spieße,
Mach' Dir das Herz nicht schwer;
Dir wird ja die Ruhe, die süße,
Bürger, was willst Du mehr?
Die Ruhe in Preussens Armen,
Wie süß vor gefälltem Gewehr!
Das Schlummerlied singen Genös'armen —
Bürger, was willst Du mehr?

Es endete mancher Brave
Sein Leben in tapferer Wehr;
Dir kam Deine Freiheit im Schlafe!
Bürger, was willst Du mehr?

Du wirst ihre Früchte schon brechen —
Das Warten fällt Dir nicht schwer,
Du hast ja die schönsten Versprechen,
Bürger, was willst Du mehr?

Laß die Reaktion doch nur walten,
Dann bleibt es gewiß wie vorher;
Du wirst Deinen Zopf behalten,
Bürger, was willst Du mehr?

Siehst aus dem Blute Du tauchen
Die Freiheit, so groß und hehr!?
Du darfst ja im Freien schon rauchen,
Bürger, was willst Du mehr?

Stets trug ja die Dummheit, die echte,
Das Holz zu der Flamme, in der
Man verbrennt ihre eigenen Rechte,
Bürger, was willst Du mehr?

Bald sind wir im alten Gleise,
Vier Fuß zehn Zoll, wie vorher,
Du gehst und trinkst Deine Weiße,
Bürger, was willst Du mehr?

Bremen. Beim Theater-Principal Has-Karl, welcher um 1718 in Norddeutschland und vorzüglich in der Gegend von Bremen spielte, fand sich, nach einer Schrift aus jener Zeit, ein Schauspieler, Namens Markgraf, der so schlecht lernte, daß in einem Abende der Vorhang 25 Mal fallen mußte.

Breslau. Ein Satyriker bemerkte: Schlechte Gärtner halten die Früchte so lang für unreif, bis sie abfallen. Schlechten Fürsten geht es mit ihren Unterthanen eben so. —

* * Die Breslauer Zeitung enthält folgende Berichtigung. In der letzten Nummer 116 des Breslauer Anzeigers nannte man mich Arbeitsmann, welche Benennung mir durchaus nicht

unehrenhaft erscheint, und ein solcher auch ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft sein kann. Da ich aber stets Arbeiter unterschrieben und unter diese Kategorie sehr viele, die sich bis jetzt weit höher gehalten, zähle; so werde ich, selbst wenn es mir gelingt, mich Sonnabend den 30. September im alten Theater als Schauspieler zu dokumentiren, den ehrenwerthen Namen Arbeiter beibehalten. Während 12 Jahren war ich als Schauspieler bei mehreren namhaften Theatern Deutschlands wirksam und hatte nie Gelegenheit mich hier in meiner Vaterstadt als solcher zu zeigen. Wenn ein Mensch auch früher Schneider gelernt, kann er deshalb doch geborener Schauspieler sein. Also, meine Mitbürger! kommt zahlreich, sehet, hört und urtheilt dann. C. F. W. Touché, Arbeiter und Hausbesitzer.

Darmstadt. Am 17. Sept. ist das Denkmal auf dem Grabe Weidig's Nachmittags um 2 Uhr inaugurirt worden. In dem Saale des Rathhauses hatte sich eine große Anzahl Verehrer des Hingegangenen, worunter auch Mitglieder der Nationalversammlung, versammelt. Während die Glocken zum Gottesdienst riefen, setzte sich der lange Zug, geführt von den Turnern, in Bewegung. Auf dem Friedhof angekommen, reichte er sich um das Grab, auf welchem sich das einfache Denkmal, ein eisernes Kreuz, getragen von einem Steinsockel erhob. Eine zahlreiche Menge bildete den weiteren Kreis. Der zweite Vorsteher des Vereins der Weidigstiftung, Justizrath Buchner, hielt eine Rede zu Ehren des Andenkens des unvergesslichen Mannes. Ein ehemaliger Schüler des Hingegangenen, ein Bürger aus Buchbach, wo Weidig als Lehrer so viele Jahre gewirkt hatte, ergriff das Wort, um den Werth des Mannes darzuthun und Namens seiner Mitbürger den Zoll der Verehrung als Kranz auf das Grab zu legen. Ein Sängerverein trug das Lied: „Freiheit, die ich meine“ vor. Die Turner sangen das Lied: „Vaterlandsliebe“, das der Hingegangene im J. 1831 gedichtet hatte, und dessen letzte Strophe lautet:

Vaterland, dein sei mein Leben,
Dein mein Fürchten, Hoffen, Streben;
Und zum Lohne gieb dafür
Grab in freier Erde mir!

Germania. Gold- und red- und schreibeselig,
Sicht sie an dem Quell des Lichts;
Alles kommt bei ihr zur Sprache,
Aber, ach, zur Sache nichts.

Glas. Ein Spaßvogel hat die Berechnung aufgestellt: Was hat man bei jedem Schluck Bier zu bezahlen? Zuerst bezahlt man dem Landmanne Gerste und Hopfen, sein Arbeitslohn

und Steuer; dann dem Mäker seine Procente; hierauf des Brauers Knechte, Wagen, Pferde, Abgaben, Reisekosten, stättliche Wohnung, Hauslehrer, die Tanzstunden der Töchter etc., Feuerung, Böttger- und Schmiedearbeit, Zinsen für's Anlagekapital und für etwaigen Schaden; hierauf bezahlt man dem Fabrikanten den Seidel, erhält also die Glashütte, Transport für die Verkäufer; dann des Wirthes schönes Local, die eleganten Tapeten, die modernen Vorhänge, die polirten Tische, die Zeitungen, die Gas- und Dellampen, dem Seifenfieder die Stearinlichter, die feinen Hosen des Kellners, die Gartenanlagen, die Filzunterlagen, die warme Stube, die Reparaturen des Hauses, neue Bauten, den Pariser Frack des Wirthes u. A.

Gleichwitz. Auch unsere kleine Stadt hat ihren großen Humoristen! Als Beweis ein Bruchstück aus einer Sauerkraut-Rede: Das Leben ist ein Sauerkraut! Es wird vom Schicksal mit Füßen getreten und in das Faß des Daseins eingestampft! Das Leben eines großen Genies ist ebenfalls ein Sauerkraut, ebenfalls wird's mit den Füßen getreten, und viele Menschen lassen ihm wie dem Sauerkraut nicht eher Gerechtigkeit widerfahren, bis es in Fäulniß übergeht. Auf ein Genie und auf Sauerkraut muß erst ein großer Stein gewälzt werden, wenn sie uns munden sollen. Darum soll man nie das Todtenfest irgend eines großen Mannes feiern ohne Sauerkraut zu essen. Kraut als Zeichen, daß für den Tod kein Kraut gewachsen ist, und sauer, das Zeichen, daß ihm das Leben sauer gemacht wurde. Aber wenn Sauerkraut im Allgemeinen bei jedem Todtenfeste gegessen werden muß, so bezeichnet das, was im Sauerkraut steckt, die besonderen Eigenschaften und Tugenden des Todten! Z. B. eine Wurst im Kraute bedeutet einen todten Lyriker! Dieses lange, dünngedehnte, dieses inwendig zerhäckelte und zerbröckelte ist die Lyrik, und zugleich sei sie uns eine Ermunterung, nicht nachzulassen uns gegenseitig die saure Welt der Kunst und Literatur durch gegenseitige Lobwurst gegen Lobwurst angenehm auszufüllen! Ein Gänsefuß im Kraute bedeutet einen großen Gelehrten, der sehr viel citirte und alle seine Citate mit Gänsefüßen („—“) transportiren ließ.

Jerusalem. Zur Geschichte der Barrikaden können auch die im dritten Klageliede des Propheten Jeremias vorkommenden Worte über die Zerstörung Jerusalems dienen: „Meine Straßen verschloß er mit Würfelfsteinen, meine Gassen wühlte er auf.“

Königsberg. Bessel eröffnete seine astronomischen Vorlesungen stets mit den Worten

Jean Pauls: Die Sternkunde giebt dem Menschen ein erhabenes Herz, und ein Auge, das über die Erde hinausreicht, und Flügel, die in die Unermesslichkeit heben, und einen Gott, der nicht endlich, sondern unendlich ist.

Leipzig. In Kubach's „Gebetbuch für alle Fälle des Lebens“ werden folgende Fälle vermist: 1) Gebet eines Arztes dem sein einziger Patient gestorben ist. 2) Gebet eines Menschen, der die Treppe hinabgeworfen wird. 3) Gebet einer Jungfrau, welche auf dem Ball nur zwei Mal getanzt hat. 4) Gebet einer alten Jungfer, wenn ihre jüngere Schwester verlobt wird. 5) Gebet eines Schieferdeckers, während er vom Dache fällt. 6) Gebet eines Theater-Direktors beim Anblick einer leeren Kasse. 7) Gebet eines zum ersten Mal gelobten Poeten. 8) Gebet eines zum ersten Mal ausgepiffenen Schauspielers. 9) Gebet einer jungen Frau, wenn ihr alter Mann vom Schläge gerührt worden, und der Doktor ihr Hoffnung zu seiner Wiedergenesung giebt. 10) Gebet eines Menschen, der vom Regen in die Traufe kommt. 11) Gebet eines Grobians der einen Prozeß verloren hat, und einige 30 Thaler Kosten bezahlen muß. 12) Gebet eines Redakteurs, der zum ersten Mal wegen literarischen Sünden im Gefängniß brummen oder 20 Thaler Strafe zahlen soll.

* * Der Charivari theilt nachstehendes Gedicht mit: Der Zopf ist weg!

Was fehlt mir nur an dem Genick?

Was sucht vergebens nun mein Blick?

Herr Gott, was ist das für ein Schreck?

Der Zopf ist weg, der Zopf ist weg!

Der Zopf, den ich so lange trug,

Der stets mich auf den Rücken schlug,

Der immer saß auf altem Fleck,

Der Zopf ist weg, der Zopf ist weg!

Der Zopf, der so gewichtig wog,

Mich spät und früh nach hinten zog,

Wie's jeder Zopf nur hat zum Zweck:

Der Zopf ist weg, der Zopf ist weg!

Wer hat mir doch nur das gethan?

Hab' freilich meine Freude d'ran;

Doch schein' ich mir jetzt gar zu feck:

Der Zopf ist weg, der Zopf ist weg!

J. N. Vogel.

Liegnitz. Ein hier lebender Humorist stellt folgende Betrachtungen über den Ehestand an: In der jetzigen „zerklüfteten“ Zeit sollte eigentlich Niemand heirathen, denn mitten unter unseren provisorischen Zuständen ist eine Ehe auf „breitester Grundlage“ — kaum möglich, denn — setzen die Frauen die Emancipation durch, woran ich keinen Augenblick zweifle, so sind alle Ehe-

kontrakte in Frage gestellt. Die Kammern werden jedenfalls für die Frauen stimmen, denn diese haben in ihrer Stellung ohnehin schon so viel mit ihnen gemein. Die Kammern haben nicht überall die Initiative, die Frauen haben sie im Ehestande stets und in den Kammern selbst sind sie schon allmächtig. Da gehen alle ihre Vorschläge ohne Abstimmung durch, und welcher Mann vermöchte ihnen da zu widerstehen? Gehen wir speciell auf den Ehestand über! Der Ehestand ist ein Stand, wie jeder andere, ausgenommen der ledige Stand. Er ist eben so gut ein Zustand, Umstand, Bestand, Vorstand, Beistand, Anstand, Rückstand, Verstand u. s. w. Der Letzgenannte ist aber dazu nicht unumgänglich notwendig. — Ein Zustand ist der Ehestand insofern, als sich beide Theile entweder im Zustande des Friedens, Krieges- oder Waffenstillstandes befinden. Viel kommt dabei auf die Umstände an: Ist die Frau in guten oder andern Umständen, während sich die Vermögenszustände des Mannes in schlechten befinden. Aber oft wird auch eine Frau, und bisweilen ein Mann, nur in Rücksicht auf die Letzteren geheirathet. Natürlich aber ist die eheliche Zärtlichkeit von keinem langen Bestand, wenn, wie gesagt, die Vermögensumstände in schlechtem Zustande sind. — Ein Mann, insofern er Verstand hat, wird auch immer nachgiebig gegen die Frau sein; denn Nachgiebigkeit befördert die Eintracht und bei der Eintracht hat der Mann nur eine Tracht von der Ehestandslast zu tragen, bei der Zwietracht aber zwei. Mit den Frauen ist's anders. Diese können sich nicht mit einer Tracht begnügen, sie brauchen mehrere. Denn je besser und moderner und vielfältiger sie sich tragen, desto besser kleiden sie sich, und je schöner man sie anzieht, desto anziehender werden sie. — Der Ehestand ist eigentlich ein Buch oder vielmehr nur der Einband zu einem Buche. Die Heirathenden sind der Inhalt, gewöhnlich Schriften „vermischten Inhalts“, abgetheilt in verschiedene Kapitel mit Register und Seitenzahl. Wie bei vermischten Schriften häufig der Fall ist, geschieht es auch hier, daß ein Satz dem andern widerspricht. Aber der Einband hält die Sätze und Gedanken zusammen, und was Gott zusammensüßt, soll der Buchbinder nicht scheiden. C. S.

London. In den Sitzungen des brittischen Parlaments, in welchen unbestreitbar die strengste Beobachtung der guten Sitte und der Courtoisie vorherrscht, und demgemäß die lauten Ausbrüche des Mißfallens über eine langweilige, lächerliche und ungeschickte Rede irgend eines Mitgliedes verpönt sind, wird bei solchen Gelegenheiten die

Verammlung von einem so anhaltenden und allgemeinen Husten befallen, daß der Redner die Tribüne unverrichteter Sache verlassen muß. — Eine solche Bewegung wird technisch mit dem Ausdruck bezeichnet: „The house coughed him down“ (das Haus hat ihn herabgehustet).

Lüben. Adelstolz sitzt auf hölzernem Pferde,
Bauerstolz wälzt sich auf der Erde,
Bürgerstolz giebt auf hohen Hacken,
Geldstolz steht auf gelben Schlacken,
Dichterstolz fliegt in den Himmel hinein,
Wo mag der stolzeste Stolz wohl sein?

Magdeburg. Ein wahres Kassenstück ist das bereits im Jahre 1829 erschienene Schauspiel: Das Basquill von A. v. Maltiz, bei uns geworden. Das Stück durfte bis jetzt nirgends gegeben werden. Mit besonderem Jubel wird stets folgende Stelle aus dem Basquill aufgenommen:

Willst du, o Menschenkind, auf Erden
Großmächtig, reich, kurzum ein Glückspilz
werden:

O, so erbitte dir vom Geschick
Zuerst im Aug' des Schafes Blick.
Dann flugs bei Hof Lakaienstelle,
Hierzu des Schmeichlers Syrup-Duelle
Auf deiner Zunge, Wahrheits-stumm.
Der Rücken — Gummi elasticum.
Die Taille dünn, die Waden dick,
Bagodenartig dein Genick.
Und hast du dieses, dann verschenke
Den Rest Verstand und nimmer denke!
Den Klugen spielen, aber Dohse sei! —
Dann glückt's dir, wär' der Teufel auch dabei.

Weg. Philipp Barattier verstand in seinem achten Jahre Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, Französisch und Deutsch. Im sechzehnten Jahre seines Lebens war er der gelehrteste Mensch von Europa, aber seine Gesundheit war dahin. Im achtzehnten Jahre nahm seine Kränklichkeit zu und bildete sich zur Lungensucht aus, woran er im neunzehnten Jahre starb.

Wels. Hier erscheint eine Zeitschrift: Der allezeit Ruhige. Schutz- und Trutzblatt gegen Kummer, Angst und Sorgen. Herausgegeben von A. Tiede, Patrimonialrichter. Motto: Das Gute reißt langsam.

Wilmig. Ein Kirchensfürst kam auf seiner Inspectionsreise in einen ärmlichen Pfarrhof. Auf seine Frage: „Keine Bibel hier?“ antwortete des Pfarrers Köchin: „Bübel nein, aber zwei kleine Mädels, hochwürdigster Herr.“

Vapeiti. Am 7. Mai war wieder ein Mal auf Vapeiti häuslicher Zwist. Die Königin, selbst schreiend und von dem laut schreienden weiblichen Hofgesinde begleitet, stürzte in das Haus eines Fremden, Schutz vor der Wuth ihres Herrn Gemahls suchend, der ihr nachlief und die wildesten Drohungen ausstieß. Was doch nicht ein Mißverständnis thun kann! Pomare war unterwegs von Papaoa nach Vapeiti, als ihr Mann, Pomare-Taiu, ihr im Gallopp entgegengesprengt kam. Auf dem um einen Vorsprung herumführenden Wege konnte er die Königin nicht sehen und sein Pferd nicht rasch genug anhalten. So kam es, daß er eine der Ehrendamen überritt und ziemlich stark beschädigte. Pomare sieht Alles, denkt, der Herr Gemahl sei betrunken, wird zornig und schimpft ihn aus. Das wurmt und ärgert ihn, er springt vom Pferde, wirft Ihrer Majestät eine Masse von Schimpfwörtern in's Gesicht, zankt sie, wirft sie auf die Erde, prügelt was das Zeug halten will, ja macht Anstalt, sie zu erwürgen. Da springt aber das weibliche Hofgesinde hinzu und entreißt die Gebieterin den Fäusten des grimigen Pomare-Taiu, der so lange festgehalten wird, bis Pomare weit entflohen ist. Als er losgelassen wird, rennt er der Königin nach, kann sie aber nicht mehr einholen, da sie einen zu großen Vorsprung hat. Dadurch wird seine Wuth auf's Höchste gesteigert; er rennt in den neuen Palast zu Vapeiti, zertrümmert die Fenster, sprengt die Schlösser an Schränken und Koffern, zerreißt die ganze königliche Garderobe in tausend Stücke und richtet überhaupt für etwa zweitausend Dollars Schaden an. Pomare war untröstlich; sie wollte ein Gericht zusammenberufen und sich von Taiu scheiden lassen, gab aber allmählig gutem Rath Gehör und verzieh ihm endlich, nachdem er um gutes Wetter gelehrt hatte. Der drastische Auftritt wird übrigens begreiflich, wenn man weiß, daß Pomare den Herrn Gemahl nicht selten mit Stockprügeln regaliert, nicht bloß in den königlichen Gemächern, sondern auf offener Straße. Seit der Repressalie weiß sie nun, was blaue Flecke bedeuten. (Brem. Ztg.)

Paris. Die Franzosen sind doch ehrlich. Den Fehler, den einst ein Franzose beging, indem er „Öbz von Berlichingen“ übersezte: „l'idole de Berlichingen“ (Der Öbze von Berlichingen), hat jetzt ein anderer Franzose wieder gut gemacht, indem er Singakademie mit „Academie des signes“ (Offenakademie) wiedergab. (Kraf.)

Rom. Alle Revolutionen Frankreichs, die seit 1789 stattgefunden haben, ereigneten sich unter Päpsten, die den Namen Pius trugen, namentlich wurden

- unter Pius VI. Ludwig XVI. enthauptet;
- = Pius VII. Napoleon gestürzt und in's Exil gesandt;
- = Pius VIII. Carl X. gestürzt und proscribirt;
- = Pius IX. Ludwig Philipp gestürzt und in's Ausland vertrieben.

Salzburg. Wacker sind die von Gouta redigirten „Volksblätter“. Sie erscheinen wöchentlich in einem Bogen und enthalten stets tüchtige Aufsätze, Besprechungen, Aufklärungen, Vorschläge u. s. w. nicht etwa Salzburg allein berührend, sondern die wichtigsten Fragen der Jetztzeit. Besonders zeichnen sich darin die Aufsätze eines jungen Geistlichen, Franz X. Schmid aus, welcher vorurtheilsfrei in gediegener ernster und dabei blühender Sprache zum Volke redet, bald anregend, bald aufklärend, bald Mißbräuche, besonders seines Standes, rügend, bald abmahmend.

St. Gallen. Zur Erleichterung der Stimmzählung Behufs der neuen Bundesverfassung beschloß man in St. Gallen, daß die Bejahenden den Versammlungsort (Kirche) verlassen und die Verneinenden sitzen bleiben sollten. 1040 Anwesende erhoben sich und verließen die Kirche, und nach wenigen Minuten erblickte sich — Herr Leonhard Smür einsam und verlassen als den einzigen Verneinenden. Das zahlreich auf den Gallerieen versammelte Publikum brach in ein heiteres Lachen aus und Herr Smür verließ nun die Kirche.

Wien. Die Flagge Frankreichs, die Flagge Englands wehen dem Castell von Triest gegenüber, von den schwimmenden Mauern, wie von den Felsenwellen sehen die Kanonen starr und ernst einander an. Werden sie mit einander sprechen wollen? Soll die Freiheit Italiens, die Freiheit Ungarns auf den Ruinen Triests entschieden werden, oder treibt der Schrecken von Messina die Freunde, welche den Freund verrathen, an den Busen der treulosen Adria? — Es giebt keine ungarische, keine italienische, keine sicilianische Freiheit, es giebt nur Eine — Freiheit — weine sie auf den Ruinen eines Carthagos oder erwecke sie die Hermannssäule im Teutoburger Walde! — Diese eine Freiheit auf einem Weltmarkte, in dem düsteren Gebäude der alten Börse zu Triest, oder dort in den Hallen, wo Metternichs Bild noch dem Eingeweihten sich zeigt, diese eine Freiheit, dort wo Alles verhandelt wird, in Frage zu sehen, ist kein gutes Omen. Wir könnten uns denken, daß weder Frankreich noch England eine Möglichkeit erblickt, mit Oesterreich länger auf diplomatischem Wege zu verkehren, — Oesterreich hat keine Diplomaten. Wir könnten uns eine Occu-

pation Triests vorstellen und einen neuen Schlag für alle unsere materiellen Interessen, wir wissen, daß, wenn diese Occupation vielleicht auch nicht verhindert werden kann, doch die österreichische Armee tapfer genug ist, jeden Feind vom Eindringen ins Land zurückzuhalten, — weder das Eine noch das Andere dient aber der Freiheit! — Der Freiheit dient nur der Frieden, den Frieden verbürgt nur die Gerechtigkeit. Warum sind wir nicht gerecht? Warum setzen wir den Frieden auf das Spiel, warum handeln wir mit der Freiheit? „Wir“ müssen wir sagen, denn es ist nicht Dieser oder Jener, der jetzt regiert, es ist der Reichstag, die Volksvertreter, das Volk selbst, welches die Gewalt in der Hand hat. Dieses Volk sind wir, mit ihm müssen wir halten, wenn seine Vertreter auch nichts thun oder gegen die Freiheit beschließen. Es ist unser Fehler, wenn wir schlecht gewählt haben. Wir können nichts thun als der Mehrheit der Gewählten gehorchen, wir müssen glauben, daß wir unrecht haben, wenn sie anders handelt als wir erwarteten. — Es ist so leicht zu pacificiren, wenn man gerecht sein will, — warum haben wir noch keinen Frieden in Ungarn und Italien gestiftet? Warum lassen wir auf 1000 Meilen Frankreich und England da zuvorkommen, wo wir nur 100 zu durchschreiten haben? Seit Monaten tagen wir und noch nicht einen Freund haben wir für Oesterreich erworben. Wir haben uns verhaßt gemacht am Mincio und an der Drau, wir haben uns aus dem Herzen Deutschlands gerissen, daß seine Adern bluten und seine Einigkeit vielleicht in der Nera ihr Grab findet. Frankreich und England haben wir zurückgewiesen, in Wien zanken wir uns um Bänder — Alles aus Politik, wie man das Ding zu nennen pflegt, in welchem die Ehrlichkeit und die Freiheit untergehen! — (A. De. B.)

* * * Tagebuch eines Jesuiten: Wir werden weggejagt und gehen nach Graz. — Graz: Wir werden weggejagt und gehen nach Salzburg. — Salzburg: Eben will ich anfangen zu schreiben, da werden wir weggejagt und gehen nach Rom. — Rom: Gerade will ich zu schreiben anfangen, da werden wir weggejagt und gehen nach Venedig. — Venedig: Eben will ich zu schreiben anfangen, da werden wir weggejagt und gehen nach Mailand. — Mailand: Eben begann ich zu schreiben, da werden wir weggejagt und gehen nach Deutschland. — Leipzig: Eben — — Berlin: Gerade — — Hamburg: Just — — Frankfurt: Endlich, aber nein — — Seit drei Tagen wieder in Wien, arbeite ich an der Geißel und kein Mensch weiß, daß ich existire. Gott sei Dank! Lump = Värinker.

Wien. Die zehn politische Sprachredetheile sind folgende: Titel ist das Geschlechtswort, denn es zeigt das Geschlecht der Aristokraten an, z. B. Graf, Gräfin, Baron, Baronesse u. Volksouveränität ist jetzt ein Hauptwort (war in der alten deutschen Sprache ein Nebenwort). Constitution ist ein Beiwort, denn wir halten den Kaiser bei diesem Wort, und auch darum, weil es die Eigenschaften der Regierungen anzeigt. Nationalbank ist ein Zahlwort, aber unbestimmtes. Volksdeputirter ist ein Fürwort, denn es vertritt die Stelle des Volkes. Zeitgeist ist ein Zeitwort, weil er den Völkern schon die schönste Zeit anzeigt, wo wir gescheid sein sollen. Minister ist ein Mittelwort, weil er Mittler ist zwischen Volk und Thron. Es giebt Mittelwörter der gegenwärtigen und vergangenen Zeit, letztere sind keine wahren Mittelwörter. Kaiser ist ein Nebenwort. Reichstag ist ein Vorwort, denn er wird dem Hauptwort Volksouveränität vorausgesetzt. Nationalgarde ist ein Bindewort, denn sie bindet den Kaiser an das Constitutionsversprechen. Geldmangel ist ein Empfindungswort.

** Auf die schwarz-gelbe Bornirtheit, die nicht die deutschen Farben, sondern nur die alten österreichischen tragen will, ist folgendes Gedicht von A. Schott erschienen: Theilung des deutschen Bundes.

Liegt's euch so sehr im Magen,
Das deutsche Bandelier?
Laßt es getheilt uns tragen,
So sind zufrieden wir!
Nehmt mit dem Schwarz und Gelben
Hin euern größern Theil,
Ihr bleibt damit dieselben —
Und uns ist's leichtlich feil!
Wir sind es dann zufrieden,
Es macht uns keine Noth,
Bleibt uns auch nichts beschieden,
Als nur das eine Noth.
Nur acht, daß nie beisammen,
Zu nah' die Farben steh'n,
Sonst könnte leicht in Flammen
Das Nothe übergeh'n.
Es gäb' ein schlimmes Lästern,
Vielleicht noch schlimmern Streit
Ob der drei Farbenschwestern
Zerstörter Einigkeit!

** Glaubensbekenntniß eines Wahlmanns vom Lande. „I moan holt, mir zahln

jetzt viel weniger Steuer!“ — (Allgemeiner Beifall.) — „I moan holt, mir zahln gar ka Steuer mehr!“ — (Wüthender Beifall.) — „I moan holt, mir hohn long genug Steuer zohlt, jetzt soll holt d'Regierung a poar Jahr uns Steuer zohln!“ — (Nicht endenwollender Zuruf: „Bravo, Vivat, der versteht's.“)

** Metternich liebte das Kartenspiel und spielte gewöhnlich sehr hoch; auch war er gegen seine Maitressen, deren er nie entbehren konnte, ein sehr freigebiger Liebhaber, während er, der Kurator der kais. vereinigten Akademie der bildenden Künste in Wien, gegen die ausübenden Künstler selbst nichts weniger als großmüthig, vielmehr besonders gegen ärmere im hohen Grade schmutzig sich benahm. Mancher mußte ihm ein bestelltes Gemälde liefern oder irgend einer Maitresse über erhaltenen hohen Befehl Zeichenstunde geben, ohne dafür jemals einen andern Lohn, als die Ehre, solchergestalt von Metternich ausgezeichnet worden zu sein, ansprechen zu dürfen.

** Der Freiheit dienen, ist der schönste Gottesdienst; denn sie macht tüchtig, groß und hochsinnig. Nur die freien Völker sind edle Völker, nur der freie Mann ist ein edler Mann. In der Sticlust der Tyrannei, wo der Mensch, Gottes Ebenbild, zur gemeinen knechtischen Kreatur heruntersinkt, welkt jede edle Gefühls- und Geistesblüthe. Wo die Knute herrscht, wuchert das Unkraut der Verleumdung, der Feilheit, der Spüre- und des Verrathes. Nur unter freien Menschen kann die Tugend herrschen; nur die Freiheit kann große Tugenden erzeugen. S. K.

** Die Reform bemerkt: Die neukatholische und lichtfreundliche Bewegung schöpft wieder Athem. Das ist ein schlimmes Zeichen für unsere politische Erhebung, daß die Surrogate der politischen Freiheit wieder Absatz finden. Nonge gleicht einem Laubfrosch, der bei gutem Wetter hoch oben in der Politik sitzt und bei herannahendem Sturm sich in den Sumpf der Theologie zurückzieht.

** In einer Gesellschaft stritt man darüber, wer der erste Revolutionär gewesen. Der Sohn des Herrn vom Hause, ein Knabe von fünfzehn Jahren hörte dem Gespräch längere Zeit zu; endlich rief er: Ich weiß es, Vater! Nun, du naseweiser Bursche? — Unser Herrgott war's, denn er sprach: Es werde Licht!

J. Laßler.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.